Zeitschrift: Penelope : Zeitschrift zur Belehrung u. Unterhaltung für das weibliche Geschlecht

Herausgeber: E. Looser

Band: - (1847)

Heft: 9

Artikel: Der Fenstergarten : (von einem Sachverständigen mitgetheilt)

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-327217

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den Grund des positiven christlichen Glaubens einprägen, dadurch dem Confirmanden-Unterricht vorarbeiten und einen Grund der Wahrheit, Weisheit und Frömmigkeit legen, der nimmer wanke.

Wo aber Schule und Haus nicht Hand in Hand gehen, wo das Eine ausreißt, was das Andere pflanzt; wo hier gering geschätzt wird, was dort die höchste Geltung hat, — da wird umsonst gesäet und angebaut; da wird schwerlich die gute Frucht gedeihen.

Wo hingegen Harmonie besteht zwischen Schule und Haus, wo beidseitig gute, nachahmungswerthe Beispiele vorleuchten, wo der Glaube an Gott und unsern Heiland als das Heiligste, was wir besitzen, dem kindlichen Gemüthe eingeflößt wird: da wird der Grund zum wahren zeitlichen und ewigen Glück gelegt; dann wird Friede und Heiterkeit, Heil und Segen bei uns bleiben; dann dürfen wir einst — nach vollbrachtem Tagewerke — ruhig scheiden. Sind wir längst nicht mehr im Kreise unsrer Kinder, so sind ihnen doch unsre Lehren, ist ihnen unser Beispiel gegenwärtig! heilig ist ihnen unser Grabhügel, und einst, einst ist Wiedersehen, ist Freude die Fülle, ist keine Trennung mehr im Vaterhause dort oben!

Dahin arbeitet, Väter, Mütter, Lehrer, Vorsteher! dahin strebet, liebe Kinder! Dann werdet Ihr nicht nur tüchtig und geschickt, sondern, was noch mehr werth ist, auch weise, fromm und glücklich werden, dem Vaterlande zur Zierde, Euern Eltern zur Freude, den Lehrern zur Ehre, Euch selbst zum Segen und Heil gereichen. Also sei es!

Der Fenstergarten.

(Von einem Sachverständigen mitgetheilt.)

Wer hat nicht schon Gelegenheit gehabt, die Auswahl, den Geschmack und die Kunst im Zusammenstellen zu bewundern, die so manche Hausfrau in der Aufstellung eines Fenstergartens anzubringen weiß? Wer fühlt sich nicht unwillkührlich nach einem Fenster hingezogen, wo süßduftende Hyacinthen, graciöse Fuchsien, stolze Geranien und Rosen prangen und wer könnte dem Schönheitssinne der Blumenfreundin seine Bewunderung versagen, die alles so geschickt zu wählen und so niedlich zu gruppiren weiß?

Darum, freundliche Leserin, weil der Einsender dieser Zeilen schon häufig diesen Genuß gehabt, aber auch ebenso häufig schon Klagen über das Mißlingen bei der sorgfältigsten Pflege vernommen hat, will er dir einige Bemerkungen über die Blumenzucht im Allgemeinen und nachher in verschiedenen Notizen über einzelne Zier- und Topfpflanzen hier mittheilen.

Die für Blumentöpfe bestimmte Erde muß eine lockere leichte Gartenerde sein, die schon von frühern Jahrgängen her gedüngt worden ist. Wer in der Nähe alter Tannenwälder wohnt, der suche sich aus den dunkelsten Stellen derselben jenen schwarzen Humus heraus, den man zwischen allen Stöcken und Steinen antrifft, und begieße ihn mit alter gegährter Jauche, gas de vache, wie der Franzose etwas unappetitlich sagt. Am besten aber ist die Blumenfreundin daran, die in ihrer Nähe sogenannte Haidenerde zu erhalten weiß, weil in derselben fast alle Pflanzen gut gedeihen, noch mehr aber weil ohne diese Erde gewisse Pflanzen, wie z. B. die zierlichen Ericeen, gar nicht gezogen werden können. In diesem Punkte wird viel und schwer gefehlt. Einige sehen die Lehmerde als vorzüglich an, weil sie sich fettig anfühlt und glauben alles Fette müsse den Pflanzen gut bekommen. Sie bedenken nicht, daß der Lehm, je reiner er ist, desto fettiger aussieht und daß der reinste Lehm gerade der ist, der am wenigsten organische Substanzen enthält und somit am wenigsten nährende Bestandtheile einschließt. Denn was die Pflanze zu ihrem Wachsthum bedarf, sind nicht die mineralischen Theile der Erde, sondern die organischen, d. h. solche die aus dem Pflanzen- oder Thierreich stammen. Häufig wird ferner auch die Erde, die man für Blumentöpfe bestimmt, stark gedüngt, bevor man sie in die Töpfe bringt. Auch dies beruht auf einem Irrthum, indem man glaubt, man könne des Guten nicht

zu viel thun. Es verhält ſich hier aber wie mit dem menſchlichen Körper. Dieſer wächst und gedeiht nicht im Verhältniß der Maſſe von Nahrung, die er zu ſich nimmt, ſondern im Verhältniß deſſen, was er zu verdauen vermag. Und ſo ſehen wir denn bei den Blumen wie bei den Vielfreſſern, daß alles Füttern, das über das Verdauungsvermögen hinausgeht, gar nicht anſchlägt. Es bſchüst alles nüt, ſagt der Schweizer in ſolchen Fällen. Ein wo möglich noch gröberer Mißgriff iſt, wenn man die Blumentopf-Erde mit friſchem (nicht gegährtem) Dünger zu größerer Fruchtbarkeit bringen will. Der Zweck wird ganz verfehlt; denn die organiſchen Subſtanzen müſſen zuerſt durch den Gährungsproceß zerſetzt werden, ehe ſie wieder von den Pflanzen aufgenommen werden können. Dasſelbe gilt auch von friſcher Jauche; je friſcher dieſe iſt; deſto ſchädlicher wirkt ſie; die friſcheſte tödtet in ein paar Tagen jedes Gewächs.

Ein anderer wichtiger Punkt bei der Blumenzucht iſt das Begießen. Was das Waſſer anbetrifft, ſo bilden Menſchen und Blumen gerade einen Gegenſatz. Der Menſch liebt das friſche Quellwaſſer am meiſten und es bekömmt ihm auch am beſten. Die Pflanze hingegen will geſtandenes Waſſer, ſolches, das ſchon anfängt zu faulen. Die Quantität richtet ſich nach dem Bedürfniß. Im Winter ſteht die Vegetation ſo zu ſagen ſtille und daher dürfen in dieſer Jahreszeit die Töpfe gerade nur ſo wenig begoſſen werden, als durchaus zur Friſtung des Lebens nöthig iſt. Je nachdem der Topf groß oder klein iſt und alſo die Feuchtigkeit langſamer oder ſchneller verdunſtet, reicht ein Mal in acht oder vierzehn Tagen hin. Wenn hingegen die Lebensthätigkeit der Pflanze zunimmt, ſo muß auch im gleichen Verhältniß das Begießen öfterer geſchehen. Man hüte ſich aber auch hierin vor Uebermaß. Schon manches unerfahrne Kind hat ſein Lieblingsſtöckchen an der Bleichſucht hinwelken ſehen müſſen, weil es in ſeiner Zärtlichkeit zu weit ging und je bläſſer die Blätter wurden, deſto mehr Waſſer in den Topf goß!

Zum Gedeihen jeder Pflanze ſind drei Dinge nothwendig und dieſe ſind: Wärme, Feuchtigkeit und Licht. Im Winter fehlt die Wärme und zum Theil auch das Licht und darum iſt Stillſtand in der Vegetation. Durch künſtliche Wärme kann man hierin etwas nachhelfen und wenn man die Pflanzen vor Staub und Rauch bewahrt und auch die Luft des Zimmers von Zeit zu Zeit erneuert, ſo kann man auch im Winter die Freude haben, blühende Pflanzen um ſich zu ſehen. Da jedoch das Licht der Sonne durch kein anderes zu erſetzen iſt und faſt jede Pflanze eine eigene Blüthezeit hat, von der man ſie nicht leicht abbringen kann, ſo gelingt es nur mit wenigen Zierpflanzen, ſie im Winter zum Blühen zu bringen. Gewöhnlich überwintert man die Blumen in den Wohnzimmern und iſt zufrieden, wenn ſie nicht zu Grunde gehen.

Nimmt man der Pflanze das Licht, was z. B. dann geſchieht, wenn man die Töpfe in Kellern überwintert, ſo verlängern ſich die jungen Zweige und werden gelb. Man heißt dieß das Geil- oder Gälwerden und dieſe Krankheit hat nicht ſelten den Tod der Pflanze zur Folge. Auch an ſchattigen Stellen im Freien tritt dieſer Übelſtand ein und bei weitaus den meiſten Pflanzen hindert er, daß ſie zum Blühen kommen. Für Topfpflanzen iſt jedoch zu viel Licht auch nicht zuträglich, weil damit auch ein Übermaß von Wärme verbunden iſt. Daher iſt auch für dieſe Schooßkinder der Natur das Klima von England beſonders günſtig, weil dort die häufigen Nebel den directen Zutritt des Lichts ſeltener machten.

Ohne Feuchtigkeit kann die Pflanze deßwegen nicht beſtehen, weil alle Nahrung, die ſie einnimmt, ihr durch das Vehikel des Waſſers zugeführt wird. Nichts kann von der Pflanze eingenommen werden, als was im Waſſer ſich auflöst oder was durch die Luft ihr zugeführt wird. Wir verweilen nicht länger bei dieſem Satze, weil er jedermann einleuchten muß und auch jeder weiß, daß ohne Waſſer die Pflanzen bald verdorren. Dagegen wollen wir hier auch vor dem Übermaß warnen, das, wie wir ſchon oben bemerkt, die Bleichſucht und bei vermindertem Licht den Schimmel und die Fäulniß zur Folge hat.

Die drei genannten Faktoren des Pflanzenlebens müſſen überhaupt in einem harmoniſchen

Verhältniß zu einander ſtehen, wenn ſie wohlthätig wirken ſollen. Dabei muß aber auch der ſpecielle Charakter der Pflanze berückſichtigt werden, der bald mehr Licht, bald mehr Feuchtigkeit, bald mehr Wärme erfordert.

Wir wollen nun unſern Fenſtergarten für die verſchiedenen Jahrszeiten beſtellen und ſehen, was und wie am beſten in jeder derſelben aufgeſtellt werden kann. Doch bemerkt der Einſender hier ein für allemal, daß er bei der großen Auswahl, die man zu jeder Zeit treffen kann, hier nur das Zweckmäßigſte und Schönſte hervorheben wird und durch Auslaſſung dieſer oder jener Zierpflanze weder deren Vorzüge noch dem Geſchmacke anderer zu nahe treten will.

Wir fangen mit den Winterpflanzen an. Ohne Zweifel ſind diejenigen Gewächſe, die in unſerm Klima von ſelbſt im Winter zur Blüthe gelangen, am geeignetſten als Wintertopfpflanzen behandelt zu werden. Hieher gehören folgende:

Die Chriſtwurz oder Weihnachtsroſe.

Dieſe Pflanze, deren Wurzel dem geſunden Menſchen ein Gift und in gewiſſen Krankheiten aber ein vortreffliches Heilmittel iſt, blüht um Weihnachten, weswegen ſie auch in mehreren Sprachen einen Namen trägt, der hierauf Bezug hat. Im Franzöſiſchen heißt ſie Fleur de Noël, Rose de Noël, Rose d' hiver; im Engliſchen Christmas rose, Christmas flower ꝛc. — Ihre Heimath iſt der Süden von Europa, wo ſie bis an den ſüdlichen Fuß der Alpen, bei uns bis in den Kanton Teſſin, geht. Die Weihnachtsroſe iſt leicht zu cultiviren. Man läßt ſie bis gegen Eintritt des Winters im Garten und bringt ſie dann in einen etwas großen Topf, weil die Pflanze große Wurzeln hat. Die Stelle im Garten iſt nicht gleichgültig und muß ſo gewählt werden, wie es die Natur erheiſcht, weil alsdann mehr und vollkommenere Blumen zum Vorſchein kommen. Der beſte Standort iſt unter kleinem Gebüſch, wie ſie denn auch in der Wildniß an ſolchen Stellen anzutreffen iſt.

Die Winter-Vanille.

Was bei der vorigen Art in Bezug auf die Blüthezeit, die Heimath, den Standort und die Cultur angegeben wurde, gilt auch für dieſe Pflanze. Sie iſt eben ſo leicht zu beſorgen und erſetzt, was ihr an Schönheit abgeht, durch ihren feinen Vanillengeruch. Nicht umſonſt heißt ſie der Botaniker Nardosmia, denn ſie hat eben jenen Geruch, der ehemals ſo viel geſchätzten Narden, die als Arzneimittel oft mit Gold aufgewogen wurden.

Der Winter-Laurier.

Ein Strauch, der ſich im Winter mit zahlreichen weißen, wohlriechenden Blüthen bedeckt. Er iſt beſonders dadurch empfehlenswerth, daß er faſt den ganzen Winter hindurch blüht und dabei eine ganz niedrige Temperatur von 5 bis 8 Graden erfordert. Seine Heimath iſt ebenfalls das ſüdliche Europa. Auch nach dem Blühen gewährt dieſer Strauch durch ſein dunkles Laubwerk und ſeine blauen metalliſch glänzenden Beeren Vergnügen.

Die Winter-Ranunkel.

Eine aus China und Japan ſtammende Pflanze, die zu Anfang des Winters ihre zierlichen gefüllten Blumen entfaltet. Durch allerhand künſtliche Mittel iſt es den Gärtnern gelungen, auch hier, wie bei den Dahlien, alle mögliche Farben und Schattirungen hervorzubringen. Was bei dieſer Pflanze nicht außer Acht gelaſſen werden darf, iſt der Umſtand, daß ſie ſich nicht durch Saamen fortpflanzt, weil ſich hier die fruchtbaren Scheibenblüthen in unfruchtbare Strahlblüthen verwandelt haben, wodurch die Blumen gefüllt erſcheinen und ziemlich das Ausſehen der Gartenranunkeln erhalten. Man vervielfältigt ſie daher durch die Theilung der Wurzeln. Die Winter-Ranunkel iſt unſtreitig die ſchönſte Winter-Topfpflanze, die aber in der deutſchen Schweiz wenig bekannt und verbreitet iſt. Im Sommer wird ſie an einem nicht zu ſonnigen Orte im Garten oder in Töpfen gehalten.

Ein anderes, ebenfalls aus Japan ſtammendes Sträuchlein, verdient auch wegen des

Wohlgeruchs seiner Blüthen als Topfpflanze des Winters gezogen zu werden. Es ist der Chimonanthuspraecot, der auch bei uns den Winter im Freien aushält und wenn derselbe nicht zu kalt ist, schon im Januar und Februar blüht.

Eine andere Klasse von Winter-Topfpflanzen bilden diejenigen, welche zu Anfang des Frühlings im Freien blühen und durch künstliche Wärme um einige Monate früher zum Blühen gebracht werden können. Die Zahl derselben ist begreiflicherweise groß und wir können hier bloß die bekanntern und vorzüglichern anführen.

Die Zwiebelpflanzen bilden eine eigene Gruppe in dieser Abtheilung. Die Zwiebeln werden von diesen Pflanzen nach der Entwicklung der Frucht aus der Erde genommen und an einem trocknen, eher kalten Orte aufbewahrt. Im Herbste bringt man sie dann in Töpfe, oder, wer auf größere Eleganz hält, in Körbchen von Eisendrath oder Weidenruthen geflochten, die man mit frischem Moos angefüllt hat. Wenn man ihnen sodann eine ununterbrochene mäßige Wärme von 10 bis 15 Grad gibt, sie hinter gut verschlossenen Fenstern und in Zimmern hält, wo die Sonne viel hinscheint und die Erde oder das Moos beständig (aber mäßig) feucht erhält, so hat man die Freude, Monate lang diese Frühlingskinder der Natur in aller ihrer Pracht vor Augen zu haben. In dieser Gruppe verdienen die Hyacinthen vor allen den Vorzug, wegen ihres feinen Geruchs. Die Tulpen, namentlich die kleinen Papageien oder Perroquets, sind um ihrer Farbenpracht Willen gesucht. Narzissen, Jonquillen und Tazetten verbinden mit der Zierlichkeit feinen Geruch. Die Crocus-Arten treiben reichlich Blüthen und wenn man Zwiebeln verschiedener Arten in einen Topf zusammen pflanzt, so hat man einen herrlichen Anblick an dem weißen, lilafarbigen, violetten und hochgelben Farbengemisch.

Außer den Zwiebelpflanzen führen wir hier noch folgende Arten an, die uns ebenfalls im Winter viele Freude gewähren.

Die chinesische Schlüsselblume.

Dieß ist jene artige, fast das ganze Jahr hindurch blühende Pflanze, die man seit den Zwanziger Jahren in großer Menge bei uns cultivirt. Die Farbe der geruchlosen Blume ist gewöhnlich rosenroth, doch hat man auch nicht selten weiße Blumen. Der große Vorzug dieser Pflanze besteht darin, daß sie fast in einem fort blüht, wenig empfindlich ist und gar leicht gedeiht. Sie stammt aus China und wurde in der Schweiz erst vor ungefähr drei Decenien bekannt.

Das Leberblümchen.

Nichts ist lieblicher anzusehen als dieses in der Schweiz häufig wildwachsende Blümchen, und nichts leichter, als sich selbiges zu verschaffen. Die Vorliebe zu den gefüllten Blumen hat auch hier sich geltend gemacht und daher trifft man in den Gärten meist gefüllte Leberblümchen an. Indessen sind die einfachen unstreitig eben so schön, indem die weißen Staubfäden gar niedlich auf dem königsblauen Grund der Blumenblätter abstehen. Doch de gustibus — — Beiläufig gesagt, sollte man die Pflanze Leberblatt und nicht Leberblümchen heißen, weil die Blüthe auf der untern Seite die Farbe der Leber haben. Auch der Franzose sagt Herbe de foie, der Italiener Fegatella, der Engländer Liverweed. Ehemals diente sie als Arzneimittel in Leberkrankheiten, weil man sonderbarerweise einen Zusammenhang zwischen dem Aussehen einer Pflanze mit einem Organ des menschlichen Körpers annahm und darauf große Dinge baute. Heutzutage ist sie in medicinischer Beziehung fast ganz vergessen, obwohl sie nicht ohne Wirkung ist. Es kommt daher, weil man das gleiche scharfe Princip in andern Pflanzen viel stärker ausgesprochen findet als in dieser und daher auch selbige vorzieht.

Die großblumigen Schlüsselblumen.

Die eigentliche Schlüsselblume hat kleine wohlriechende Blumen und wird selten als Zierpflanze gehalten. Viel häufiger hingegen und namentlich im Winter sieht man, bald mit den natürlichen blaßgelben, bald mit rothen Blumen, jene schaftlose Schlüsselblume, die der Botaniker

Primula acaulis heißt, in den Töpfen an den Fenstern. Sie wächst wild im Westen und Osten der Schweiz und fehlt den mittlern Gegenden derselben. Eine andere Art, die man aber mehr in Gärten hält, ist die Primula elatior. Auch sie kommt leicht in Töpfen fort und gewährt eine noch größere Mannigfaltigkeit der Farben als erstere.

Wir schließen unsere Aufzählung mit zwei allgemein verbreiteten und leicht aufzuziehenden Pflanzen.

Die Monatrose ist wohl der gemeinste unter unsern Ziersträuchern. Und wohl nicht mit Unrecht! Denn neben der Rose hält kaum eine Pflanze, was Schönheit anbetrifft, die Vergleichung aus. Wir sehen das reine Rosenroth der aufgebrochenen Blume, die purpurne Knospe im frischen Grün des Laubes, das elegante Blatt immer wieder gern und wenn es auch zum hundertesten Male wäre.

Der Lack oder Goldlack, in der Schweiz an einigen Orten Viönli oder Veieli geheißen, zeichnet sich durch seine Rüstigkeit, mit der er unter den ungünstigsten Umständen fortkommt, durch die Leichtigkeit, ihn auch im Winter zum Blühen zu bringen und durch den Wohlgeruch seiner Blüthen aus. Wir finden ihn auch wild in der Schweiz und zwar immer an alten Mauern um Schlösser und Ruinen, wo er aber nur einfache hellgelbgefärbte Blüthen hat, die jedoch an Wohlgeruch der gefüllten nicht nachstehen. Das Eigenthümliche im Standort dieser Pflanze ist, wie es scheint, den Franzosen und Engländern aufgefallen, die darnach, (und zwar sicher ohne Verabredung) die Pflanze benannten. Der Engländer heißt sie Wallflower und Wallstock; der Franzose Murer und Muret. Jedoch hat sich in die französische Sprache auch der arabische Name Xeiri oder Cheiri hinübergezogen, allein ziemlich verstümmelt, im Worte Kiris, das in einigen Provinzen gebraucht wird. Ganz unverstümmelt erhält sich der arabische Name im Italienischen (Cheiri) und Portugiesischen (Xeiri). Die Botaniker geben diesen Namen der Pflanze doppelt, indem sie Cheiranthus (d. h. die Blume Cheiri) und dazu noch das Wort Cheiri setzen, wodurch ein lächerlicher Pleonasmus entsteht. Da wir nun gerade im Kapitel der Namen sind, so bemerken wir noch, daß mehrere Nationen diese Pflanze, so wie auch die ähnlichen Levcojen, auch Veilchen heißen, wahrscheinlich weil man eine Ähnlichkeit im Geruch bemerkte, denn andere Verwandtschaft mit dem Veilchen hat sie nicht. Der Italiener heißt sie Viola gialla, Violacciola gialla, Violara, der Franzose Violier, Violier jaune, Violette giroflée. Im Illyrischen wird die Viola Xuta genannt und die Schweizerausdrücke Viönli, Veieli, beziehen sich ebenfalls auf diese Ähnlichkeit.

* * *

Wir können nicht umhin, obiger verdankenswerthen Mittheilung eines Sachverständigen noch

Einige Betrachtungen über die Blumenliebhaberei und Blumenwelt

beizufügen.

Die Welt ist kein Jammerthal; die Güte Gottes hat sie in einen Schauplatz der Freude verwandelt. Davon zeugt ihre gesammte, göttlich-weise Einrichtung und sprechen ihre tausendfältigen erhebenden Erscheinungen. Wer sie zu erfassen und vernünftig zu genießen vermag, muß mit dem verklärten Hölty fast unwillkührlich ausrufen:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
D'rum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n!

Und unſer Salis, der gemüthliche Dichter, ſagt in ſeiner herrlichen „Ermunterung:“

Öffnet die Seele dem Lichte der Freude!
Horcht! ihr ertönet des Hänflings Geſang.
Athmet! ſie duftet im Roſengeſtäude.
Fühlet! ſie ſäuſelt am Bächlein entlang.
Koſtet! ſie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.
Schauet! ſie grünet in Kräutern und Laube,
Malt uns die Ausſicht ins blumige Thal.
Laſſet uns fröhlich die Schöpfungen ſehen:
Gottes Natur iſt entzückend und hehr!
Aber auch ſtillen des Dürftigen Flehen:
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Freunde, wir ſollen, wir ſollen uns freuen!
Freud' iſt des Vaters erhab'nes Gebot.
Freude der Unſchuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Roſen dem nahenden Tod.

Der reinſten Freuden reinſte Quellen ſprudeln unſtreitig im großen Reiche der Natur, — freilich auch nur für ein reines, dafür empfängliches Gemüth. Wer mit einem ſolchen begabt, in den heiligen Tempel Gottes, in die lieblichen Hallen der Schöpfung tritt, dem wird die Bruſt leichter und das Herz fröhlicher. Heiter, wie der ſchönſte Frühlingsmorgen, wird ſeine Seele, und ſanft, wie der duftende Hauch der Blumen, werden ſeine Empfindungen. Das ganze All erſcheint ihm nur als Eine Äolsharfe mit höheren und niederen, mit langſameren und ſchnelleren Bebungen vor dem göttlichen Hauche ruhend. — Er wird von den Geſchöpfen zum Schöpfer hingezogen und ſteigt, wie auf einer Stufenleiter, vom Irdiſchen zum Überirdiſchen empor.

So allgemein, ſo überall verbreitet, ſo reichhaltig, ſo unverſiegbar die Freudenquellen der Natur, ſo mannigfaltig ſind ſie auch. Wir berühren hier nur eine der reichhaltigſten und ſchönſten: wir meinen die Blumenwelt. Wie lieblich, wie anſprechend ſind die holden Kinder Flora's! Wie ſchön und mannigfaltig iſt die Miſchung ihrer Farben! wie köſtlich der ſüße Geruch, mit der ſie die Luft erfüllen! Ja, Blumen

Ihr duftet ſo ſüß und lächelt ſo mild,
Ihr habt ein hohes Bedeuten;
Ihr ſchmücket der Liebe, der Freundſchaft Bild,
Bekränzt den Becher der Freuden,
Das frohe Gemälde der Sinnenwelt
Wird magiſch durch euern Zauber erhellt.

Je unverdorbener, je gefühlvoller und gebildeter ein Menſch iſt, deſto eher wird er im Allgemeinen vom Zauber der allgewaltigen Natur hingeriſſen und emporgehoben, deſto eher aber ganz beſonders von den reizenden Blumen angezogen. Dieſe ſind daher auch vorzüglich die Lieblinge der unſchuldigen Kinder und zartfühlenden Frauen. Die Blumenliebhaberei iſt für dieſe immer ein gutes Zeugniß; nur dann kann ſie nachtheilig und verwerflich werden, wenn ſie zur ſchwärmeriſchen Leidenſchaft und den Hauptgeſchäften übergeordnet wird, wenn z. B. eine Hausfrau darüber ihre nähern Pflichten vernachläßigt, wenn ſie zu viel Zeit und Koſten für ihre Liebhaberei verwendet; aber ſonſt iſt die Blumenzucht für das ſchöne Geſchlecht gewiß eine natürliche, angemeſſene, genußreiche, erheiternde und erhebende Nebenbeſchäftigung. Sie iſt beſonders wegen folgenden zwei Vortheilen noch zu empfehlen. Den erſten bringt die Pflege der Blumen mit ſich, welche, weil ſie alle Willkühr, Haß und Ungeduld ausſchließt, das Gemüth

beruhigt, durch die ſtets genährte Hoffnung erheitert, und, weil dieſe ſelten täuſcht, mit ſtillem Glück erfreut. Der zweite und Hauptvortheil aber beſteht darin, daß jede Blume das Bild des ganzen Naturlebens im Kleinen iſt, und alle Sicherheit, Ordnung, Ruhe und Schönheit desſelben in ſich ſchließt. Die Blume entfaltet ſich ſtill nach nothwendigen Geſetzen und unter nothwendigen Bedingungen. Fehlen dieſe, ſo kann ſie nicht gedeihen. Wie ein Kind an der Mutterbruſt, ſo hängt ſie und ſäugt ſie an Sonne und Luft, Erde und Waſſer; ſie iſt nur ein Theil des großen Naturganzen, von welchem abgeriſſen ſie nicht leben kann. Sie iſt am ſchönſten in der Blüthe, aber in jedem Entwickelungspunkt hat ſie ihre eigenthümlichen Reize. Wie ſchön iſt die zarte Pflanze, die ſich eben an das Licht empor windet, wie lieblich das ſaftige Grün, wie geheimnißvoll und ahnungsreich die ſchwellende Knoſpe! Die eine Blume iſt ſchöner als die andere, aber häßlich nur wenige und keine ohne Eigenthümlichkeit. Durch ihre mannigfaltige Schönheit ſind ſie aber das treueſte Bild der Natur, welche ſich in unendlicher Mannigfaltigkeit vor unſerm Blicke ausbreitet, und ſo den unergründlichen Reichthum des Schöpfers enthüllt. Einſeitige Blumenliebhaber ziehen die duftende Hyazinthe oder die zierliche Aurikel, oder die kunſtreiche Nelke, oder irgend eine andere vor, aber wer möchte ſagen, welche ſchöner als die andere ſei, und welcher gefühlvolle Freund der Natur möchte nicht auch die weniger ſchönen lieben? Alle ſind die lieblichen Kinder der Natur; und wie eine Mutter alle Kinder mit Liebe ans Herz drückt, weil ſie in allen die geliebten Züge des Vaters entdeckt: ſo umfaßt, wer die Natur wahrhaft liebt, Alles was ſie hervorbringt, mit Liebe, weil ſie ihr Leben in Allem, obſchon verſchieden, darſtellt. Wer möchte ſagen, welche Farbe des Regenbogens die ſchönere ſei, da ſie alle aus demſelben Strahl des Lichts geboren ſind? — So ſind alle Blumen aus derſelben ſchöpferiſchen Kraft hervorgegangen, und alle zuſammen nur in ihrer Mannigfaltigkeit offenbaren dieſelbe unſern Blicken.

Die Blumen wecken zu frommen Betrachtungen, weil ſie ſelbſt das Bild der Frömmigkeit ſind. Wie wir in frommer Stimmung das Auge des Geiſtes emporrichten zum ewigen Licht, ſo wenden ſich die Blumen unverrückt nach der Sonne. Wie der Fromme ſein Herz, der höheren Regungen empfänglich, hingibt, ſo ſind die Blumen ganz und gar Empfänglichkeit, und ſtecken tauſend Saugröhren und Fühlfäden den Elementen entgegen, um Nahrung einzuziehen. Wie der Fromme, dem höheren Antriebe zufolge, den ihm eingepflanzten göttlichen Geſetzen gemäß handelt, ſo verarbeiten die Blumen die aus der übrigen Schöpfung empfangenen Nahrungsſtoffe vermöge des in ſie gelegten Bildungstriebes, welcher kein anderer, als der in der ganzen Schöpfung verbreitete iſt, und die Schöpferkraft iſt es daher, die in ihnen waltet, wie im Frommen der Geiſt Gottes waltet. Wie die Natur überhaupt ohne das Böſe iſt, ſo ſind die Blumen ſo recht das Bild der Unſchuld und Harmloſigkeit, und ihr Anblick erheitert und beruhigt, wie das Auge deſſen, der ein gutes Gewiſſen hat, und ohne Rückhalt und Falſchheit iſt. Der Wohnſitz der erſten Menſchen in ihrer Unſchuld war ein Garten: in einem Garten, unter den lieblichen Kindern des Frühlings, finden wir das Paradies wieder; hier träumen wir von der Seligkeit der Unſchuld; da mildern ſich die tobenden Begierden und eine ſanfte Sehnſucht erfüllt unſer Herz. Die Blume iſt ſelbſt ein Bild der Betrachtung, in welcher die Frömmigkeit lebt. Betrachten läßt ſich nur in Ruhe: die Blume ſteht ruhig und läßt ſich nur vom Hauche des Windes bewegen, wie der Fromme vom Hauche des göttlichen Geiſtes. Der fromme Betrachter ſchaut mit hellem Geiſtesauge in die Welt: die Blume blickt freundlich ſtill aus den Blättern hervor; jener entzieht ſich keiner Erſcheinung und Einwirkung der Welt: dieſe iſt allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt und erträgt Alles; jener behauptet die heitere Ruhe unter allen Stürmen des Unglückes: dieſe beugt ſich unter dem Sturm und Regen, und hebt dann wieder im Sonnenſchein ihr Haupt empor. Die Seeroſe ſchwimmt und badet ſich im feuchten Element, das befeuchtend die Erde durchdringt, und hebt ihre Krone, wie ein helles, ruhiges Auge zur Sonne empor.

O wer sich so in der Fülle des allgemeinen Lebens baden, von aller Selbstsucht sich rein waschen, und so unwandelbar mit reinem Auge nach oben blicken könnte!

O ihr lieblichen, hellen, strahlenden, glühenden Blumen! seid ihr nicht wie Sterne, welche der Schöpfer herabgestreut, um die dunkle Erde zu erleuchten und zu zieren? Seid ihr nicht wie Himmelsboten, welche auf den Strahlen der Sonne herabgestiegen sind, um uns die Kunde einer Welt zu bringen, in welcher Alles in Schönheit, in Wonne und Freude blüht? Darum spielen mit euch so schwesterlich die Kinder, die auch vom Himmel gekommen sind, und noch die Unschuld im reinen Gemüth bewahren; darum lieben euch die Frauen, die im gefühlvollen Herzen die Ahnung des Himmels tragen; darum schmücken wir mit euch die Gräber unserer Lieben, weil ihr nach oben deutet, wohin sie zur Ruhe gegangen! —

Der Madiswyler Link-Mähder.

Eine oberaargauische Volkssage, erzählt von E. Looser.

In dem von der hellfluthenden Langeten bewässerten fruchtbaren Seitenthale des gesegneten Oberaargaus liegt an der Abendseite des Berges Langenstein das Dorf Madiswyl, von fleißigen, häuslichen, meistentheils wohlhabenden Landbauern bewohnt. Es führt in seinem Wappen einen Mann mit einer Sense am linken Arm. Der Wanderer, den der Weg dahin führt, erblickt dieses Wappen unter andern gleich am Eingang des Dorfes an den neben dem Wirthshause aufgehängten Feuereimern und an der einen Seite des Fähnchens, welches auf dem nicht weit davon stehenden steinernen Brunnenstocke aufgesteckt ist. Der Ursprung dieses Wappens gründet sich wahrscheinlich auf eine Volkssage, die zwar etwas verschieden, doch im Wesentlichen übereinstimmend, erzählt wird, und die wir nun hiermit einigen poetischen Zuthaten und Ausschmückungen mittheilen wollen.

In uralten Zeiten lebte in Madiswyl ein wohlhabender Landmann, „reich an Gülten und an Geld". Den größten Schatz besaß er jedoch in seinem „Vreneli", seiner einzigen Tochter. Sie hatte Eigenschaften und Vorzüge, welche ihr wohl mit Recht den ersten Rang unter den Dorfbewohnerinnen einräumten. In der größten Fülle von Gesundheit und Kraft wuchs und blühete sie wie eine Rose heran, die mit jedem Tage ihre lieblichen Reize entfaltet. Ihr etwas derber, doch ebenmäßiger starker Körperbau und ihr frisches Aussehen zeugten von dem wohlthätigen Einfluß der reinen Landluft, der stärkenden ländlichen Beschäftigung und einfachen Lebensweise. Auf ihrem Antlitz besonders zeigten sich Gesundheit und Unschuld in der vollsten Blüthe. Ihr Gesichtchen war wie Milch und Blut. Unter der schneeweißen, schöngewölbten Stirne glänzten die dunkeln Augen wie zwei schwarze Kirschen lieblich hervor, die sanfte Gluth eines lebhaften Geistes und reinen, warmen Gemüthes verrathend. Ihre vollen, mit niedlichen Grübchen gezierten Wangen waren mit dem herrlichsten Roth, das nach allen Seiten in ein blendendes Weiß allmählig überging, wie gemalt. Unter der schöngeformten Nase schwellten sich die zartesten rosenrothen Lippen an, hinter denen die hübschesten Zähne wie Perlenreihen in glänzendem Schmelz hervorguckten, und unter dem lieblich gerundeten, ebenfalls mit einem kleinen Grübchen versehenen Kinn verbarg sich ein Hals, wie von Alabaster von Künstlerhand geformt, der mit dem zur Hälfte ihn deckenden sammetnen, goldgestickten Göller prächtig abstand. Auf dem hochgewölbten Busen lag ein schneeweißes Mäntelchen von der feinsten Leinwand und den übrigen Theil des Oberleibes schloß ein schwarzsammetnes, mit Goldblumen geziertes, doch keineswegs unnatürlich und nachtheilig zusammenpressendes Mieder ein, auf welchem von den Schultern herab schwere, mit Rosetten geschmückte silberne Ketten glänzten. Der faltige Rock, über den eine kurze bunte Schürze hing, war aus violettem wollenem Stoff, unten auf der inwendigen Seite mit einem breiten scharlachrothen Band belegt, das beim Gehen wie verstohlen hervorguckte